

Aus Triashill.

entlang, mich oft mit beiden Händen am Drahte festhaltend, denn die Umzäunung führte einen tiefen Felsenabhang entlang, und wehe dem Wanderer, der hier ins Rutschen kommt! Wölle zwei Stunden lang irrte ich im Dunkel so dahin, ohne daß ich die Häuser fand. Auf einmal hörte ich Hunde in der Nähe bellen; die Wohnung mußte also nahe sein! Ich kroch durch den Baum und fand endlich das Haus. Doch all mein Rufen war umsonst; kein Mensch kam heraus. Die Leute lagen offenbar im tiefsten Schlaf. Begreiflich, es war ja kurz nach Mitternacht. Lebrigens hatte meine Erfahrt doch bald ein Ende, denn kurz darauf kam ich auf die Poststraße und um $1\frac{1}{4}$ Uhr morgens war ich wieder in Emaus.

Es war eine kühle Nacht; auf den Bergen blies ein kalter Wind und ich war barfuß in den Sandalen. Um 4 Uhr las ich die hl. Messe und dankte dem lieben Gott und meinem hl. Schutzen, daß er mich wieder glücklich nach Hause geführt.

(Forts. folgt.)

Aus Triashill.

Der Hochw. P. Adalbero Fleischer, den unsere geehrten Leser schon aus seiner Reisebeschreibung kennen (siehe Augustheft I. J.) berichtet in einem an Hochw. P. Prior gerichteten Briefe unter dem 4. April 1910 folgendes:

„Bin nun über drei Wochen hier auf meinem neuen Posten und habe mich schon ganz gut eingewöhnt. Freilich ist es hier sehr einsam; Gesellschaft und Verkehr, wie man ihn in Mariannahill noch immer hat, fehlen hier beinahe ganz. Alle Donnerstage kommt der schwarze Postbursche und bringt uns Briefe und Zeitungen; jeden Montag haben wir Gelegenheit, Briefsachen ebenfalls einem schwarzen Burschen zur Beförderung mitzugeben. Die übrigen Tage sind wir von der Welt so ziemlich verschont und auf unseren engeren Familienkreis angewiesen.

Tag für Tag, Sonntags allein ausgenommen, kommen die Schwarzen, groß und klein, aus nah und fern zur Schule und zur religiösen Unterweisung. Letztere erzielt Pater Mayr am Mittwoch und Freitag, sowie an allen Sonn- und Feiertagen. Ich selbst gehe auch regelmäßig zur Schule, um zu lernen und auszuholzen. Die übrige Zeit füllt ich mit Erlernung des Chimanika aus, wobei mir Pater Mayr in liebenswürdigster Weise behilflich ist. Nachmittags nehme ich meistens Hefte und Bücher mit und wandere zwischen den wilden Felsblöcken umher und studiere.

Mir gefällt die Natur hier sehr gut, und steige ich gern auf die Berge und bewundere die gewaltigen, seltsam gesetzten Gipfel und Massen rings umher und bis zum fernen Horizont. Überaus lieblich schauen sich auch die Täler an, die zu den Füßen der Berge liegen und sich zwischen ihnen ausdehnen; doch schaut immer wieder aus dem Grün des Bodens der nackte Stein hervor; oftmals sind die Felsblöcke in riesigen Exemplaren übereinander getürmt und weisen die sonderbarsten Formen auf. Dazwischen liegt wildes, frischgrünes Strauchwerk; hie und da erhebt sich auch ein Baum mitten aus den Spalten.

Das Land ist im großen und ganzen arm und verhältnismäßig wenig angebaut, die Frucht kümmerlich. Trotzdem findet man viele und starkbevölkerte Kraale. Wie ich höre, sind die Leute hier viel genügsamer und fleißiger, als die Kaffern in Natal. Daz die Jugend großen Verneifer zeigt, kann ich täglich mit eigenen Augen und Ohren wahrnehmen. Ich habe nämlich mein

Zimmerchen unter demselben Dache mit den Boarders (Kostschülern), die unter sich eifrig bemüht sind, in den freien Stunden, besonders abends vor dem Einschlafen, ihren Lernstoff von der Schule her sich einzuprägen. Von ihrem Sprechen untereinander verstehe ich allerdings noch so viel wie nichts; es sind für mich Laute, so ungehört, so rauh wie ihr ganzes Land. Dazu, dünkt mich, sprechen sie furchtbar rasch. Nun, hoffentlich wird mit der Zeit noch alles recht werden.

Was meine eigentliche Missionstätigkeit anbelangt, so beschränkt sich dieselbe zurzeit auf den wöchentlichen hl. Messgang nach St. Barbara, wo Br. Flavian Schule hält. Ich sehne mich darnach, nach Aneignung der nötigen Sprachkenntnisse mehr unter diesen armen Schwarzen wirken zu können.“ Soweit der Hochw. P. Adalbero.

Hören wir noch, was der Hochw. P. Franz Mayr Mitte Juni I. J. über Triashill und die dortige Mission berichtet: Er schreibt:

„Vor einem Jahre etwa berichtete ich den Lefern des „Bergismennicht“ von unserer Triashiller Mission hier unter den Manika und nannte dieselbe eine sehr hoffnungsvolle. Das hat sich auch bestätigt.

Konnte ich voriges Jahr nur von einer Station berichten, nämlich von Triashill, so hat heute diese Mission schon eine blühende Altenstation, St. Barbara, und eine zweite Tageschule, St. Cessian am Mt. Dombö. Der Fortschritt in der Mission und den Schulen ist einfach so groß und geht so rasch voran, daß das Mutterhaus Mariannahill mit Herstellung der notwendigsten Bauten nicht Schritt halten kann.

Ich wollte nur, die geehrten Leser des „Bergismennicht“ könnten es selber sehen, wie die 140 Kinder in St. Barbara täglich trotz Hitze und Kälte (in den Wintermonaten ist es nämlich hier sehr kalt) zum Teil aus weiter Ferne der Schule zu eilen und an Sonntagen zur Kirche kommen. Gottesdienst und Schule wird allerdings bloß in einem armeligen Notbau gehalten; da sind sich weder Bänke noch sonstige Schuleinrichtung, wie sich's der Europäer gewöhnlich vorstellt.

Im Laufe des letzten Jahres hatten wir dahier in unserer Einsamkeit mehrere ehrende, hoherfreudliche Besuche. Vor allem sei erwähnt der erste Besuch des Hochwürdigsten Abtes von Mariannahill, sowie der des Apostolischen Präfekten von Maschonaland. Beide waren sehr erstaunt über den Eifer der hiesigen schwarzen Einwohner und bedauerten nur, daß es an Leuten und Geld fehlt, um diese vielversprechende Mission noch mehr auszubreiten und noch besser in die Höhe zu bringen.

Schon in vielen Ländern ist es vorgekommen, daß die Bemühungen der Missionäre fast erfolglos schienen, und die Opfer vergebens angewandt. Doch hier ist das gottlob nicht der Fall. Wer sich dieser Mission weihen will, den kann ich versichern, daß es ihm an geistigen Trostungen nicht fehlen wird, denn er wird seine Arbeiten mit reichem Erfolg gekrönt sehen. Wer aber nicht persönlich in dieser Mission wirken kann, der möge im Kreise seiner Freunde und Bekannten junge, tüchtige Leute, die Freude und Beruf zum Missionsleben haben, auf dieses schöne Arbeitsfeld aufmerksam machen.

Alle aber bitte ich dringend, durch Gebet und Mäzenatentum mitzuhelfen, damit „das Wort des Herrn seinen Lauf nehme und verherrlicht werde, so wie bei euch.“ 2. Thessal. 3. 1.

Ein Chines über den Zeppelin-Ballon. Aus Peking wird einer Berliner Zeitungskorrespondenz geschrieben: Es ist ungeheuer spaßig, zu hören, was für einen Eindruck der Riesenvogel des Grafen Zeppelin auf einen Chinesen machte, der ahnunglos zum ersten Male die Grenzen des himmlischen Reiches verließ, um europäische Bäder aufzusuchen, und dabei durch Zufall des „Zeppelin“ ansichtig wurde. Der in Rede stehende Chines, angeblich ein Kaufmann, erzählt, wie er plötzlich das ganze Volk aufgeregt gesehen habe. Alle Diener in einem Hotel hätten mit einer feierlichen Eile alle ihre Obliegenheiten erfüllt und ihm irgendetwas erzählt, was er aber nicht verstanden hätte. Auch sein Dolmetscher hätte nicht gewußt, was die Worte der Deutschen bedeuten sollten. Plötzlich hörten sie draußen auf den Straßen einen ungeheuren „Gesang“, so daß sie neugierig ans Fenster gegangen wären. Auf den Straßen habe er ungeheuer viel Menschen gesehen, die alle immerfort ein Wort sangen (er meinte das Hurrarufen). Auch auf den Dächern hätten ungeheuer viele Menschen gestanden, die mit den Händen und mit den Hüten um sich geschwenkt hätten. Alle aber sahen zur Sonne, als ob sie zu ihr beteten. Da er von den Sitten der Deutschen nicht so recht unterrichtet war, so glaubte er, es sei vielleicht ein Staatsfeiertag der Sonne. Plötzlich aber sei etwas Furchtbares erschienen. Direkt von der Sonne her kam ein ungeheuerer Drache geslogen, zu dem alle beteten. Weiter habe er nichts mehr gesehen, denn er sei sofort vom Fenster geflossen. Späterhin, als er wieder zum Gewichtstein gekommen war, glaubte er, es sei nur ein entsetzlicher Traum gewesen. Aber seine Diener hätten ihm beigelegt, daß alles wahr gewesen sei, und daß sie ihn selbst auch mit angesehen hätten. Späterhin sei er auf die Straße gegangen, und da hätten noch alle Menschen gestanden und laut und freudig mit einander gesprochen. Alle hätten aber so ausgesehen, als ob ein großer Feiertag gewesen sei. Die Häuser waren auch mit bunten Teppichen behängt und auf den Dächern standen viele Fahnen.

vorhandene elektrische Spannung früher zu empfinden schien als der Mensch, stets das sicherste Anzeichen für Gewitter ist.

Nervenkrank.

Wer ist heutzutage nicht nervenkrank? Der „Kampf ums Dasein“, die ganze Lebenshaltung, der aufregende Verkehr, alles arbeitet daran, die Nerven zu schwächen. Diesem Umstände gegenüber steht unsre heutige Medizin recht schwach da. Ein durchgreifendes, mit sicherem Erfolge wirkendes Mittel für die verschiedensten Nervenleiden kennt man nicht. Bisher hat allein energische Selbstzucht am besten geholfen.



Ein Ungeheuer.

Über Vögel als Gewitterkinder macht Oberstleutnant v. Buttler interessante Mitteilungen:

Auf einem von Okahandje (Afrika) aus unternommenen Ritt sah er gegen Abend an einer Stelle des Weges ungemein viele und große Vögel, Adler und Geier, kreisen; auch einige Dornbäume waren dicht mit diesen Vögeln besetzt. Freiherr von Buttler ritt näher in der Meinung, daß dort Leichen von Menschen oder Tierkadaver liegen, doch es war nichts davon zu sehen. Am Himmel waren einige Wölkchen sichtbar, aber keineswegs besonders drohende. Plötzlich begann aus diesen Wölkchen sich ein richtiger tropischer Gewitterregen zu entwickeln, der in kleinen Bächen in all die Vertiefungen und Löcher des Bodens eindrang und deren Bewohner: Schlangen, Skorpione, Spinnen und Erdmännchen (eine Art Mäuse) heraustrieb. Nun begannen die Adler und Geier auf dieses aus seinen Schlupfwinkeln herausgetriebene Gezücht zu stoßen und es zu verzehren. Freiherr von Buttler erfuhr später, daß die Ansammlung der großen Vögel, welche die in den höheren Luftrichtungen

eine solche Selbstzucht erfordert aber große Willenskraft, die nicht jeder von selber hat. So ist mit den meisten Nervenleiden eine große Entmutigung verbunden. Das ist wohl der Anfang der Selbstzur, daß man dieser Entmutigung entgegentritt, und daß man sich selber sagt, — wie es auch wirklich ist — daß fast jedes Nervenleiden heilbar ist. Dann darf der Nervenleidende sich mit der Vergangenheit und mit der Zukunft nicht mehr beschäftigen, als unmöglich notwendig ist. Der Gram wegen vergangener Erlebnisse, die nicht mehr zu ändern sind, sowie die Sorgen wegen dessen, was alles mögliche noch kommen könnte, alles dieses bringt den Nervenkranken nur immer noch mehr herunter. Der Nervenleidende tut am besten, wenn er sich zu der Ansicht durchkämpft, es sei das beste, wenn er „Gottes Wasser über Gottes Land gehen läßt.“ Seine Gemütsstimmung muß ein ruhiger Gleichmut sein. Trotz aller Beschwerden muß